

Was bedeutet eigentlich Stiften und Spenden und warum soll das belohnt werden?¹

Sehr geehrte Damen und Herren,

in der Literatur wird Stiften und Spenden in der Regel als „altruistisches Handeln“ bezeichnet, also als Handeln, das nicht das eigene Wohl (worin immer das bestehen mag), sondern das wenigstens eines anderen zum Ziel hat. Zum Ziel: denn altruistisch nennt man kein Handeln, das nur *im Ergebnis* für einen anderen nützlich oder wohltuend, sondern nur solches, das *intentional* altruistisch, oder sagen wir: altruistisch *motiviert* ist. Wer gleichsam versehentlich einem anderen Gutes tut, wird nicht als altruistisch Handelnder verstanden – und ebenso nicht der, der wohl weiß, daß sein Handeln anderen zu Gute kommt, aber nicht oder doch wenigstens nicht in erster Linie darum so handelt, wie der handelt. Darin bestand ja die Pointe der klassischen liberalen Gesellschafts- und Wirtschaftstheorie: man nahm an, unternehmerisches Handeln werde vielen nützlich sein, wenn es auch nur zum Nutzen eines einzelnen, des Unternehmers eben, unternommen würde. Diese Theorie sollte Menschen von der Zumutungen des Altruismus entlasten: egoistisches Handeln sei nicht darum unmoralisch, weil es egoistisch sei, sondern dem Egoismus eigne eine Art vom Ergebnis her zu bestimmender Moralität.

Wie immer wir zu dieser Auffassung im Einzelnen stehen mögen – ob wir sie in ihrer klassischen Form akzeptieren, was wohl nur die wenigsten noch tun, oder ob wir eingestehen müssen, daß die von Adam Smith postulierte „invisible hand“ es eben doch nicht alles richten wird, weshalb wir auf etwas, das wir „Sozialstaat“ zu nennen gewohnt sind, wohl weder verzichten wollen noch können, wenn wir auch durchaus uneins darüber sein mögen, wie der denn wohl auszusehen habe, was seine Aufgaben und was seine Grenzen seien und so fort – wie immer wir also im Einzelnen zu den segensreichen und zu den problematischen Seiten des wirtschaftlichen Egoismus stehen mögen, so sind wir jedenfalls gewohnt, von ihm das altruistische Handeln wohl zu unterscheiden. Und zwar in moralischer wie rechtlicher Hinsicht. In moralischer: einem umsichtig-egoistischen Unternehmer mag Achtung und Respekt zu Teil werden, aber etwas wie Zuneigung wird nicht dadurch, sondern erst gewinnen, wenn er einen Teil seines Erwirtschafteten spendet oder stiftet. Und wenn

¹ Vortrag auf den 6. Hamburger Tagen des Stiftungs- und Non-Profit-Rechts, 10.11.2006

vielleicht nicht einmal Zuneigung, so doch vermutlich eine bestimmte Art von Achtung, die sich von der Achtung unterscheidet, die dem bloß Erfolgreichen zu Teil wird. Den erfolgreichen Egoisten können wir (wenn wir wollen) zum Vorbild in Hinsicht auf seine Leistung erklären („mach’s nach, wenn du kannst“), den Altruisten in moralischer Hinsicht: „so solltest du auch handeln“.

Sowohl egoistisches unternehmerisches Handeln wie altruistisches Stiften und Spenden wird staatlicherseits gefördert: durch fiskalische Zurückhaltung. Vom Ergebnis her mag das ganz ähnlich aussehen, ist aber systematisch gesehen etwas ganz anderes. Damit eine Investition steuerlich zu Buche schlägt, muß ich zeigen können, daß sie vor allen Dingen mir nützt - eine nachhaltig defizitäre Tätigkeit, die in den Ruf kommt, ein bloßes Hobby zu sein, kann sogar steuerliche Nachteile mit sich bringen. Umgekehrt muß es bei altruistischem Handeln nachweisbar sein, daß ich von ihm jedenfalls materiell nichts habe, daß keine Form von Gegenseitigkeit stattfindet.

Wie immer auch ein Land seine Förderung altruistischen Handelns gestaltet, moralisch ist es interessanterweise ganz leicht zu diskreditieren – man muß ihm nur seine altruistischen Motive absprechen und argwöhnen, es stecke etwas ganz anderes dahinter. Will dieser Unternehmer nicht nur von seinen zweifelhaften Geschäftspraktiken ablenken? Will jener Stifter nicht bloß seinen Namen in goldnen Buchstaben auf der Wand des Hörsaals sehen? Befriedigt jener Großspender nicht nur seine Eitelkeit und schielt auf irgendeinen Verdienstorden? Und so weiter. Das mag in den meisten Fällen kleinlich und ressentimentgesteuert wirken, aber ganz von der Hand zu weisen ist so was nie, weshalb es auch immer auf geneigte Ohren trifft. Wir kennen doch die Menschen – wir sind ja selber welche. Merkwürdigerweise macht uns diese Kenntnis unserer selbst anderen gegenüber in der Regel nicht toleranter, sondern kleinlicher. Die meisten scheinen so zu rasonieren: wenn ich selbst schon so ein Schurke bin, was müssen die anderen erst für welche sein!

Der Verdacht färbt natürlich auch auf die Debatte, wie denn das Stiften und Spenden rechtlich und fiskalisch zu behandeln und betrachten sei, ab, und nicht nur das: es gibt ein eingebautes Paradox dabei. Ein altruistisches Handeln, das zu steuerlichen Vorteilen führt, ist per definitionem keins mehr. Altruistisches Handeln, das belohnt wird, weil es eben altruistisches Handeln ist, ist keins mehr. Beim Laien kommt das so an: „Was heißt da schon stiften und spenden? Das kann er doch alles von der Steuer absetzen!“ Daß es ihn dennoch etwas kostet, vergißt der Laie dabei gerne.

Wenn sich nun jemand, der sich für eine Veränderung des Gemeinnützigkeitsrechts einsetzt und selber zum Kreise derer gehört, die von einer Veränderung etwas hätten, nimmt

man ihm Überlegungen, die nicht allein pro domo vorgetragen werden, in der Regel ebensowenig ab, wie man einem Unternehmer, der für Steuersenkungen eintritt, abnimmt, er denke an irgend etwas anderes als die eigene Kasse. Das alles liegt daran, daß wir erstens auf Motive viel zu großen Wert legen und zweitens daran, daß wir in der Regel gar nicht wissen, worüber wir reden, wenn wir über „Motive“ reden. Der Schriftsteller Michael Frayn läßt in seiner wunderbaren Komödie „Noise off“ (die Sie vielleicht unter dem ein wenig dümmlichen Titel „Der nackte Wahnsinn“ in einer exzellenten Inszenierung von Jürgen Flimm im Hamburger Thalia-Theater gesehen haben), in der eine Truppe abgehalfterter Boulevard-Komödianten eine miserable Komödie erst einstudiert, dann, in den folgenden Akten, in Grund und Boden spielt, eine Schauspielerin sich beim Regisseur beschweren: sie könne die Szene (sie muß einen Teller mit Sardinen ins Nebenzimmer bringen) nicht spielen, wenn sie nicht wisse, warum die Figur, die sie darstelle, das überhaupt mache. Darauf der entnervte Regisseur: „Warum tut überhaupt irgendwer irgendwas?“ Einer der größten Sätze, die je auf dem Theater gesprochen wurden.

Also: warum tut überhaupt irgendwer irgendwas? Ernstlich wissen wir es nicht. Erinnern Sie sich an das Gespräch zwischen Julie und Danton im Ersten Akt von Büchners „Dantons Tod“?: „Julie: Glaubst du an mich? / Danton: Was weiß ich! Wir wissen wenig voneinander. Wir sind Dickhäuter, wir strecken die Hände nacheinander aus, aber es ist vergebliche Mühe, wir reiben uns nur das grobe Leder aneinander ab, - wir sind sehr einsam. / Julie: Du kennst mich, Danton. / Danton: Ja, was man so kennen heißt. Du hast dunkle Augen und lockiges Haar und einen feinen Teint und sagst immer zu mir: Lieber Georg! Aber *er deutet ihr auf Stirn und Augen* da, da, was liegt hinter dem? Geh, wir haben grobe Sinne. Einander kennen? Wir müßten uns die Schädeldecken aufbrechen und die Gedanken einander aus den Hirnfasern zerren.“

Aber es handelt sich nicht bloß um ein Erkenntnisproblem, sondern vielmehr darum, daß es so etwas wie „Motive“ nicht gibt – jedenfalls nicht in dem Sinne wie es Blutdruck, Blutzucker, Magengeschwüre etc. gibt – und all das kann ja bekanntlich auf Ihr Handeln auch gehörigen Einfluß nehmen. Lassen Sie uns ein Gedankenspiel anstellen: Sie fragen mich danach, warum ich diesen Vortrag halte. Mehrere Antworten wären möglich. Ich könnte sagen, ich hätte eben einmal zugesagt, den Vortrag zu halten, und pflegte, wenn irgend möglich, solche Zusagen nicht zurückzunehmen. Es wäre nicht gelogen. Ich könnte sagen: das, was ich hier sage, liegt mir wirklich irgendwie am Herzen und ich möchte es unter die Leute bringen. Es wäre nicht geheuchelt. Ich könnte sagen: Mein eigentliches Fach ist die Germanistik, ich habe in anderen Fächern dilettiert – der Soziologie, auch in bestimmten

Aspekten der Rechtstheorie – und es macht mir immer ein Vergnügen, mich in Revieren herumzutreiben, die nicht die eigenen sind. Das wäre nicht falsch, ich würde Sie aber mit einem solchen Geständnis ein wenig befremden; Sie würden sich fragen, was Sie das denn angehe, und warum ich Ihnen derlei auftrische? Ich könnte in etwas wie einen wahren Geständniszwang verfallen: ich könnte Ihnen vom narzißtischen Vergnügen sprechen, Vorträge vor noch unerprobtem Publikum zu halten und auszuprobieren: krieg ich die? Ich könnte mich dazu versteigen, Ihnen indiskrete Auskünfte über Phantasien zu geben, etwa hinsichtlich schöner Zuhörerinnen, die sich unweigerlich in mich verlieben würden... - das wäre peinlich, nicht wahr? Es wäre übrigens nicht darum peinlich, weil Ihnen die Vorstellung vollkommen fremd wäre, daß alle möglichen Unternehmungen mit allen möglichen Phantasien verbunden sein *können* (nota bene: können – wir stellen ein Gedankenspiel an), sondern es wäre darum peinlich, weil nicht alle Auskünfte überall hingehören.

Wenn Sie mich hier nach dem Warum des Vortrags fragen, dann erwarten Sie einen bestimmten Typus von Antwort, und zu recht. Die Antworten, die hier am Platze wären, wären es etwa in einer psychoanalytischen Praxis nicht, denn wo wir hier über etwas reden, was Ihnen gegenüber eine zutreffende und kommode Antwort wäre, wäre dasselbe dort etwas, das mit dem Ausdruck „pure Rationalisierung“ bedacht würde. Sie sehen: weder hier noch dort fragt man nach den „wahren Motiven“, sondern es geht um bestimmte Aspekte der eigenen Person, die an einem Ort ins Spiel zu bringen gehörig ist, an anderem nicht. Denn wenn wir über „Motive“ reden, reden wir über Legitimationen. Und zwar über Legitimationen in einem ein wenig komplexeren Sinne als normal.

Eine einfache Legitimation bezieht sich auf eine Handlung im mehr oder weniger technischen Sinn. „Wieso kommen Sie so spät?“ „Oh, ich dachte, es fände c.t. statt“ Das ist eine rein technische Entschuldigung; eine komplexere Legitimierung findet statt, wenn Sie Ihre Persönlichkeit ins Spiel bringen. Wenn Sie ein wenig herablassend intonieren „Oh – ich dachte natürlich, Sie würden c.t. beginnen“, deuten Sie an, daß Sie akademische Gebräuche gewohnt seien – und Sie von der übrigen Welt auch nichts anderes erwarten, auch wenn dies weltfremd sein möge, so hätten Sie sich doch ein Recht auf solche Weltfremdheit redlich erworben. Ganz anders, wenn Sie sich auf die Lippen beißen: „Ohgott, ich bin das von der Uni so gewohnt“ – auch dann hoffen Sie auf einen Bonus, servieren Ihren akademischen Hintergrund aber nicht als Privileg, auf das andere Rücksicht zu nehmen hätten, sondern als Manko, das man Ihnen aber doch bitte nachsehen möge. In beiden Fällen lassen Sie in Ihre Verhaltensexplikation in legitimatorischer Absicht eine kurze Porträtskizze eines Teils Ihrer

Person, den Sie sehen zu zeigen bereit sind und von dem Sie meinen, er gehöre zur Sache, sehen. Das ist eine soziale Kompetenz, die erworben werden muß.

Wenn Sie kleine Kinder fragen, warum sie getan haben, was sie getan haben, antworten die: „Weil ich das wollte“, und wenn Sie nachsetzen: „Aber warum wolltest du das?“ kommt ein verwundertes „Weil ich das eben wollte“ zurück. Kinder wissen noch, daß man über Motive nichts sagen kann, daß es hoffnungslos wäre aus dem, was die Bibel Tohuwabohu nennt, etwas artikulierend an die Oberfläche zu holen. Später wird die soziale Kompetenz erworben, mal dies, mal das sehen zu lassen, und damit sowohl Erfordernisse der jeweiligen Situation zu bewältigen wie eine selbstexplikative Strategie über diverse Situationen hinweg zu verfolgen. Das Kind wird lernen, sich nicht mehr als opakes Gebilde zu präsentieren, sondern als Gesprächspartner, der auf die Frage „Warum hast du den Kuchen gegessen?“ entweder mit dem Hinweis, es habe nicht darauf geachtet, daß es kurz vor dem Abendessen sei, oder mit einem Kompliment: „Er hat so köstlich gerochen“ antworten kann. Es kann damit versuchen, gegen die Verärgerung eine Gemeinschaft zu stiften, und zwar auf der Basis, daß wir doch alle schwache Menschen seien (in Hinsicht auf die Zeitwahrnehmung oder hinsichtlich unserer Verführbarkeit).

Um auf die Frage nach dem Warum dieses Vortrags zurückzukommen: ich könnte z.B. als „Motiv“ diesen oder jenen Aspekt des Vortrags in den Vordergrund heben, ich könnte mich als jemanden präsentieren, dem die gewissermaßen sprachanalytische Frage nach dem Reden über „Motive“ am Herzen liegt, oder ich könnte über ein Bild vom Stiften und Spenden sprechen, das ich Ihnen nahebringen möchte – und würde mich im einen Fall als Mensch mit eher akademischen, im anderen Fall als einer mit politischen Interessen darstellen. Beides wäre richtig, beides gehört zu mir, ich entscheide mich nur dafür, mich Ihnen gegenüber so oder so zu präsentieren. Und in einem ganz anderen Milieu würde ich über denselben Vortrag in ganz anderer Weise Auskunft geben, ohne daß dies richtiger oder wahrer oder verlogener oder heuchlerischer wäre. Wenn wir über „Motive“ sprechen, sprechen wir nicht über irgendwelche inneren Antriebskräfte, sondern wir sprechen in legitimatorischer Absicht darüber, wer wir - in gewisser Hinsicht - sind.

Die Frage, warum wir das immer wieder vergessen, warum wir immer wieder so tun, als seien in uns und in anderen etwas wie „Motive“ vorhanden, und wir müßten nur besonders genau Introspektion halten, um sie klar zu erkennen, ist interessant, und sie in ihrer ganzen Komplexität zu beantworten, würde für den heutigen Zweck zu weit führen. Nur so viel: Menschen (wenigstens Menschen unserer Kulturformation) neigen dazu, sich sozusagen nach innen zu verdoppeln als wären sie wie der legendäre Schachtürke: innen sitzt einer, der das

eigentliche „Ich“ ist und die Fäden zieht. An dieser fixen Idee hängen alle unendlich verwirrten und verworrenen Debatten um Willensfreiheit (pro oder contra gleichermaßen), über die Frage, was denn dies ominöse „Ich“ eigentlich sei, wer unsere Gedanken denkt, und eben auch die Erkundigung nach den Motiven unseres Handelns.

Ein weiterer Grund: wir möchten natürlich die Selbstexplikationen unserer Mitmenschen in Frage stellen können. Und wir sind nicht zufrieden damit, daß wir das nur im Medium der Stellungnahme können: indem wir unser Einverständnis oder unser Mißfallen äußern. Wir möchten meist nicht so weit aus der Deckung gehen, und vielmehr sagen, unser Gegenüber belüge sich selbst oder uns. Es sage, daß es aus den-und-den-Gründen handele, in Wahrheit aber... - wir suchen einen sicheren Boden für unsere Kommunikation, aber den gibt es nicht, denn es gibt nur diese Kommunikation und nichts dahinter oder darunter.

Soviel zu der philosophischen bzw. wissenschaftstheoretischen Seite des Problems. Nun zu der gesellschaftspolitischen. Ein Staat bemißt die Steuersätze, die er erhebt, nach seinen Einnahmewünschen und danach, welches Verhalten er befördern will. Verhalten nicht Gesinnungen; um die geht es nicht. Der Staat braucht Einnahmen, um bestimmte Tätigkeiten, die dem gemeinen Wohl dienen sollen, und die er nicht privater Initiative und Willkür überlassen will, finanzieren zu können. Im Falle der steuerlichen Begünstigung der Tätigkeit des Stiftens und Spendens, befördert der Staat ebenfalls Tätigkeiten, die dem gemeinen Wohl dienen sollen. Der Staat fördert nicht altruistisches, sondern gemeinnütziges Verhalten. Interessanterweise besteuert der Staat das Schenken. Das tut er einerseits, um Umgehungen zu verhindern: jemand könnte auf die Idee kommen, seinen Angestellten kein Gehalt zu zahlen, sondern sie regelmäßig zu beschenken. Aber das ist nicht der einzige Grund. Schenken ist zu privat. Man will jemandem eine Freude machen – oder ihn in Abhängigkeit bringen, je nach dem. Aber das Schenken kann so sehr am Wohl des anderen orientiert sein, wie es will, es bleibt doch in der Regel eine rein private Geste und wird zu keiner das Gemeinwohl fördernden – und wenn doch, wird es eben in die Gestalt der Spende überführt.

Weil nun staatliche Tätigkeiten ebenso wie das Stiften und Spenden gemeinwohlorientiert sind, kann sich der Trugschluß einstellen, beides sei tendenziell dasselbe. Der Staat fördere mit Steuervergünstigungen bürgerliches Engagement dort, wo er selbst tätig werden sollte, es aber nicht kann, und so beteiligt er sich gewissermaßen an den Kosten. Darum gibt es viele, die es im Grunde für selbstverständlich halten, daß es eine einigermaßen enge Auslegung dessen gibt, was als gemeinnützig gelten soll und was nicht – das hieße im Extremfall, daß von Staatsaufsicht und Fiskus nur staatsanaloges Verhalten begünstigt würde, und alles das nicht, was wie Spleen und Marotte aussieht und was zu individuell daherkommt. So zu

argumentieren bedeutete, die Pointe staatlicher Förderung des Stiftens und Spendens zu verpassen. Diese Pointe liegt eben nicht dort, wo das skizzierte Argument sie vermutet. Es ist wichtig, sich darüber Klarheit zu verschaffen, schon allein darum, weil natürlich niemand generell gegen eine gesetzliche Rahmung argumentieren wird, die darauf hinausliefere, daß es allein vom Stifter oder Spender abhinge, ob etwas als „gemeinnützig“ gelten solle oder nicht. Also um welche Art von gemeinem Nutzen geht es?

Ich habe in diesem Zusammenhang nicht zum ersten Mal aus Friedrich August von Hayeks „Die Verfassung der Freiheit“ zitiert und will das wieder tun, weil er die Sache ohne viel Federlesens in das richtige Licht stellt. Hayek hat in seinem Buch ein ganzes Kapitel der „Bedeutung finanzieller Unabhängigkeit“ gewidmet, und darin finden wir den bemerkenswerten Satz, daß der „unabhängige vermögende Mann“ – sagen wir: Mensch – „in einer freien Gesellschaft“ nicht nur eine „wesentliche Voraussetzung für die Erhaltung der Struktur des wettbewerblichen Unternehmertums“ sei, sondern „eine noch wichtigere Rolle“ spiele, „wenn er sein Kapital nicht zum Zweck des materiellen Ertrages einsetzt, sondern es Zwecken widmet, die keinen materiellen Gewinn bringen. In der Unterstützung von Zwecken, die vom Marktmechanismus nicht erfaßt werden, legt die unersetzliche Rolle des ‚man of independent means‘ in der zivilisierten Gesellschaft. Der Marktmechanismus ist die beste Methode, um jene Güter und Dienstleistungen zu bieten, die einen Preis haben, aber es gibt viele wichtige Dinge, die der Markt nicht bieten kann.“ Hier nun können Aufgaben des Staates verortet werden, müssen aber nicht: „Obwohl (...) die Grenzen des Marktes ein legitimes Argument für gewisse staatliche Tätigkeiten darstellen, läßt sich damit keineswegs die Forderung rechtfertigen, daß nur der Staat solche Dienste leisten darf. Gerade die Einsicht, daß es Bedürfnisse gibt, die der Markt nicht befriedigt, sollte es klar machen, daß der Staat nicht die einzige Stelle sein soll, Dinge zu tun, die keinen Gewinn bringen (...) Die Initiative von Individuen und Gruppen, die ihre Ansichten und Ideale finanziell stützen können, ist besonders wichtig im Bereich der kulturellen Werte, in der Kunst, der Erziehung und Wissenschaft, in der Erhaltung von Naturschönheiten und historischen Schätzen, und ganz besonders in der Verbreitung neuer Ideen in der Politik, der Moral und Religion.“ In einer Anmerkung weist Hayek darauf hin, daß er in dieser Hinsicht mit seinem Lieblingsfeind John Maynard Keynes vollkommen d'accord sei.

Warum aber das „soll“ im zitierten Satz? Es führt dazu, individuelles Engagement für das gemeine Wohl eben nicht als staatsanalog aufzufassen. Staatliches Handeln für das gemeine Wohl muß demokratietauglich, d.h. mehrheitsfähig sein. Eine Regierung, die Steuermittel für Dinge aufwendet, die mehrheitlich für bizarr gehalten werden, kann darum abgewählt werden,

und die Gelder werden von der nächsten Regierung für etwas anderes verwendet. Das heißt aber nicht, daß das, was mehrheitlich für bizarr gehalten wird (etwa die Erhaltung eines Biotops, die dazu führt, eine Startbahn nicht zu verlängern), darum eine schlechte Sache sei – ebensowenig wie etwas, das mehrheitsfähig ist, darum eine gute Sache ist. Es braucht darum wohlhabende Menschen, die ihr Geld für Dinge ausgeben, von denen sie meinen, sie seien dem gemeinen Wohl zuträglich, obwohl sie mit dieser Ansicht möglicherweise recht allein dastehen. „Wenn“- wieder Hayek – „die Anschauungen von Minderheiten Aussicht haben sollen, von der Mehrheit angenommen zu werden, ist es nicht nur notwendig, daß Männer“ – Menschen -, „die von der Mehrheit bereits hochgeschätzt werden, initiativ werden können, sondern auch, daß Repräsentanten aller möglichen divergierenden Ansichten und Meinungen in der Lage sind, mit ihren Mitteln und ihrer Energie Ideale zu unterstützen, die von der Mehrheit noch nicht anerkannt sind.“ Würden alle Förderungen von Kunst, Wissenschaft und so weiter letztlich an Mehrheitsentscheidungen rückgebunden, würde nur gefördert werden, was man schon kennt und wovon man meint, es habe sich bewährt (als nützlich, als schön, als wasauchimmer). Es gäbe also keinen Fortschritt in solchen Dingen. Es geht dabei nicht nur darum, daß Dinge förderungswürdig sein können, die nicht mehrheitsfähig sind, sondern auch darum, daß Dinge gefördert werden können müssen, die mehrheitlich nicht gutgeheißen werden. Was wäre gewesen, darf ich in eigener Sache sagen, wenn man über die beiden Ausstellungen über die Verbrechen der Wehrmacht eine Abstimmung hätte durchführen lassen? „Die öffentliche Meinung“ – Hayek – „kann nicht entscheiden, in welcher Richtung die öffentliche Meinung gelenkt werden soll, und weder der Staat noch die bestehenden organisierten Gruppen sollten die ausschließliche Macht haben, diese Entscheidung zu treffen; sondern die organisierten Bemühungen sollten von ein paar Einzelnen in Bewegung gesetzt werden, die entweder selbst über die erforderlichen Mittel verfügen oder die Unterstützung jener gewinnen, die die Mittel haben; ohne solche Männer werden die Ansichten, die heute nur eine kleine Minderheit vertritt, vielleicht nie eine Gelegenheit haben, von der Mehrheit übernommen zu werden.“ Das heißt aber umgekehrt eben auch, daß solche Ideen zu dem Zeitpunkt, wo sie in die Welt gesetzt werden, notwendigerweise nicht mehrheitsfähig sind, weil sie das (der Intention ihrer Urheber nach) erst werden sollen.

Wenn man diesen Gedanken folgt – und ich schlage vor, das zu tun -, dann sieht man wie sehr das Reden von altruistischem Handeln das verfehlt, was eigentlich für gesellschaftlich förderungswürdig gehalten werden soll. Es geht nicht darum, daß man eine Gesinnung belohnt, es geht aber auch nicht darum, daß eine bestimmte Aktivität als solche für dem gemeinen Wohl dienlich und darum als förderungswürdig angesehen wird. Es geht darum,

daß man die Aktivitäten von Menschen, die ihr Geld für nicht-kommerzielle Zwecke ausgeben möchten, generell für gemeinwohldienlich hält, und zwar darum, weil man der Ansicht ist, daß aus der Anarchie der höchst subjektiven Präferenzen sei es für eine bestimmte Stilrichtung in der Malerei, für einen Komponisten, für einen Autor oder eine Epoche in der Architektur, für die Verbreitung bestimmter moralischer Auffassungen – wofür auch immer – heraus unsere Kultur in Bewegung gehalten wird, was nicht geschehen würde, wenn solche Aktivitäten nur von konsensorientierten staatlichen Einrichtungen unternommen würden.

Aber läuft das nicht darauf hinaus, Menschen, die ohnehin privilegiert sind und die von ihren Privilegien nach eigenem Gutdünken Gebrauch machen, zusätzlich zu privilegieren? Ja, es hat keinen Sinn, das zu leugnen. Gleichwohl ließe sich das ein wenig korrigieren – praktisch und symbolisch. Praktisch: die Abzugsfähigkeit von Spenden am Steuersatz des Spendenden zu orientieren, bedeutet, die Spende eines Menschen, der wenig Einkommen hat und also wenig Steuern zahlt, schlechter zu stellen, als die eines Wohlhabenden, den die Spende, gemessen an seinem gesamten Einkommen, wesentlich weniger kostet. Hier sollte es eine Gleichbehandlung geben. – Symbolisch: wenn wir uns von der Idee verabschieden, der Staat belohne ein gemeinwohlorientiertes Handeln, und uns der Ansicht zuwenden, der Staat unterstütze *bestimmte* individuelle Initiativen, weil es gut ist, daß es *solche Initiativen überhaupt gibt*, dann ist es im Grunde symbolisch unklug, Spenden überhaupt steuerlich abzugfähig zu machen. Es geht ja nicht darum, daß der Staat seinerseits auf etwas verzichtet, was ihm der individuelle Spender gewissermaßen abgenommen habe, selbst zu tun. Es würde der staatlichen Geste ihre Mehrdeutigkeit nehmen, wenn nicht der Fiskus auf etwas verzichtete, sondern wenn sich der Staat an jeder Stiftung, jeder Spende beteiligte, indem er die privat aufgebrachte Summe verdoppelte.

Ich bin von einem Kenner der Materie und Mentalitäten darauf aufmerksam gemacht worden, daß eine solche Symbolik möglicherweise kontraproduktiv sein könnte. Steuern zu sparen ist der Deutschen liebstes Lebensziel, und viele orientieren ihr Spendenverhalten peinlich genau an der Abzugsfähigkeit. Zwar bin ich nicht für Konsequenz um jeden Preis, aber wenigstens zu bedenken möchte ich geben, ob nicht diese andere Form der öffentlichen Anerkennung – „Wenn dir dieses Ziel so viel wert ist, soll es uns ebenso viel wert sein“ – nicht auch ihre eigenen Reize hat.

Damit komme ich auf etwas, das auch noch angesprochen sein will. Es geht, will man denn Menschen haben, die ihren persönlichen Vorlieben folgend Geld für nichtkommerzielle Zwecke ausgeben, darum, dies auch zu zeigen. Ich muß hier aus dem Nähkästchen plaudern. Als ich die Initiative begonnen hatte – ideell und finanziell – Christoph Martin Wielands

Gutshaus in Oßmannstedt bei Weimar und den dazugehörigen Park am Ilmufer zu restaurieren und im Haus ein Wieland-Museum einzurichten, kamen aus dem Thüringischen Kultusministerium, das aufgefordert war, Komplementärmittel zur Verfügung zu stellen, durchaus mehrdeutige Signale. Offiziell wurde die Initiative begrüßt, aber inoffiziell gab man der Presse zu verstehen, daß es doch nicht unproblematisch sein, wenn ein Privatmann mit Geld dem Land solche Projekte aufnötigte. Nun findet es sich, daß ich über die Bedeutung dieses Autors für die deutsche Literatur nicht nur des 18. Jahrhunderts sicher besser Bescheid weiß als alle Kulturpolitiker dieses Landes zusammengenommen – aber darum geht es gar nicht. Es könnte ja auch sein, daß ich mein Herz an einen ganz unbedeutenden Autor gehängt hätte, und von einem literarhistorischen Gesichtswinkel aus betrachtet vielleicht besser beraten gewesen wäre, mein Geld anders auszugeben. Aber genau um diese Eigensinnigkeit geht es, darum, daß, was in den Augen mancher bloßer Spleen ist, für wichtig zu halten und, pardon: willkommen zu heißen. Man muß das, was da einer mit einer Stiftung oder Spende fördern will, nicht für interessant oder wichtig halten, man muß, ich wiederhole mich, die Tätigkeit als solche für aner kennenswert und förderungswürdig halten.

Erlauben Sie mir, noch einmal auf die beiden Ausstellungen über die Verbrechen der Wehrmacht des von mir gegründeten und geleiteten Hamburger Instituts für Sozialforschung zurückzukommen. Sie werden sich an die Aufregung erinnern, die sie beinahe 10 Jahre lang in Deutschland und Österreich verursacht haben. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen sagte ein führender CDU-Politiker, es war Alfred Dregger, das Institut könne schon darum kein wissenschaftliches sein, weil es privat finanziert werde. Wohl gemerkt: es ging nicht darum, die Ausstellungen zu mögen oder ihre Thesen für historisch richtig zu halten, sondern es ging um die Abneigung eines führenden Politikers gegen private Initiativen im Wissenschaftsbereich. Heute können Sie auch in den Zeitungen, die die Ausstellungen, das Institut und mich massiv angegriffen haben, lesen, es sei seit Jahren wissenschaftlicher Konsens, daß die Wehrmacht „als Organisation“ an allen Verbrechen, die auf den Territorien der ehemaligen Sowjetunion begangen worden sind, beteiligt war. Eben diese Formulierung „als Organisation“, die ich in Interviews unzählige Male gebraucht habe, war es, deren wegen ich so ausdauernd attackiert worden bin. Nun ist diese Ansicht also flächendeckend Konsens. Hätte eine staatliche Einrichtung, ein Museum etwa, eine Ausstellung gemacht, die entsprechendes Aufsehen erregt hätte? Nun, jedenfalls *ist* es eine private gewesen und auf diese Weise erhielt eine Ansicht, die vordem nur von einer Minderheit vertreten wurde, die Gelegenheit, von der Mehrheit übernommen zu werden.

Noch einmal: nicht, daß man Ärger bekommen kann, wenn man mit einem gewissen Aufwand Ansichten unter die Leute bringt, die nicht populär sind, ist das Problem. Wenn man um jeden Preis Ärger vermeiden will, muß man eben etwas anderes tun. Das Problem ist, daß eine Kontroverse in der Sache dazu verwendet wurde, um die Tätigkeit des privaten Stiftens im Wissenschaftsbereich als illegitime oder doch wenigstens unernste Aktivität zu denunzieren, oder – von anderen – als etwas, das man sich allenfalls von Leuten gefallen läßt, die ansonsten in erster Linie eigenwirtschaftlich tätig sind. Noch einmal Hayek: „Eine erfolgreiche Erfüllung“ der „Aufgaben der Wohlhabenden ist aber nur möglich, wenn das Ethos der Gesellschaft es nicht als die ausschließliche Aufgabe der Reichen ansieht, ihr Vermögen gewinnbringend anzulegen und zu vermehren, und wenn die wohlhabende Klasse nicht ausschließlich aus Personen besteht, deren Hauptinteresse die produktive Verwendung ihrer Mittel ist. Sie verlangt mit anderen Worten die Duldung müßiger Reicher – müßig nicht in dem Sinn, daß sie nichts Nützliches tun, sondern in dem Sinn, daß ihre Bemühungen nicht ausschließlich auf materiellen Gewinn gerichtet sind. (...) Es ist zu bezweifeln, ob eine reiche Klasse, deren Ethos es verlangt, daß zumindest jedes männliche Mitglied seine Tüchtigkeit damit erweise, daß er das Geld vermehrt, ihre Existenz rechtfertigen kann.“

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.